

Wir über uns

Girsberger wird SRG-Ombudsfrau



Esther Girsberger, Mitglied des publizistischen Ausschusses der CH Media, welche auch die «Schweiz am Wochenende» herausgibt, wird ab April 2020 die Ombudsstelle der SRG Deutschschweiz übernehmen. Dies in einer Co-Leitung mit Kurt Schöbi, Dozent an der Pädagogischen Hochschule Luzern. Girsberger und Schöbi folgen auf den bisherigen Ombudsmann Roger Blum. Girsberger hat sich entschieden, infolge der Wahl ihr Mandat bei CH Media abzugeben. Peter Hartmeier, Vorsitzender des Publizistischen Ausschusses, sagt dazu: «Esther Girsberger hat sich während der letzten acht Jahre immer wieder stark eingebracht und dadurch einen wichtigen Beitrag zur publizistischen Profilierung unserer Titel geleistet. Dafür danken wir ihr herzlich.» (chm)

Letzte Nachrichten

Lebenslang für den Klebeband-Killer

Mordfall Thomas K., der Haupttäter im Prozess um zwei grausame Morde im Frühling 2016 (Mordfall Boppelsen) wird nicht verurteilt. Das Bezirksgericht Bülach hat ihn am Freitag aber zu einer lebenslangen Freiheitsstrafe verurteilt. Der 30-jährige Transportunternehmer wurde des mehrfachen Mordes (er erstickte zwei Männer mit Klebeband), des mehrfachen Raubes, der Erpressung, Entführung, Freiheitsberaubung und anderer Delikte schuldig gesprochen.

Seine Komplizen, die 29-jährige Ehefrau des Haupttäters und ein 36-jähriger Garagist aus dem Kanton Solothurn, wurden wegen Gehilfenschaft zum Mord und wegen diversen Delikten schuldig gesprochen. Die Frau erhielt eine 11-jährige Freiheitsstrafe, gegen den Mann sprach das Gericht eine solche von 13 Jahren aus. (rit/sda)

Gesagt

«In meinem Kopf bin ich wieder gesund. Alle drei, vier Monate werde ich untersucht.»



Der Musiker Philipp Fankhauser zu seiner Krankheit und seinem neuen Album.

Notfall in der Pflege

Geht es nach denen, die an der Basis arbeiten, ist das Schweizer Pflegesystem am Ende. Bis 2030 fehlen bis zu 65 000 Pflegenden an den Betten, jede Zweite wirft frühzeitig das Handtuch. Bestandsaufnahme einer aufgewühlten Branche.

Anna Miller

Operation am Herzen, über Stunden, danach Intensivstation, an die Maschinen angeschlossen die erste Nacht im Spital. Wenn das Gröbste überstanden ist, kommen die Patienten zu Geri Pfammatter auf die Station. Intermediate Care Abteilung der Herz- und Gefässchirurgie des Inselspitals Bern, im Zwischenraum zwischen Intensivstation und stationärer Abteilung. Und Pfammatter, der von seinem Arbeitsalltag berichtet, als Pflegefachmann mit eidgenössischem Diplom, versucht sie zu pflegen, so gut das in der heutigen Zeit eben noch geht.

Er erzählt von einem Alltag, in welchem die Pflegenden alles sein müssen: Seelsorger, Mediziner, Freund, Helfer, Fachkundige, Berater. Ein Alltag zwischen Schichtbetrieb, Papierkrieg und 15 Minuten Pause für ein bisschen Wasser und ein Frühstück. Wo kaum mehr Rückzugsmöglichkeiten da sind und immer weniger Zeit für ein Gespräch. Und damit für das, wofür die Ausgebildeten eigentlich an diesen Betten stehen: um nahe am Menschen zu sein, nicht nur an einem gebrechlichen Körper.

Der Pflegeberuf war menschlich schon immer anspruchsvoll. Aber Blut sehen und Nachtschichten verdauen sind schon lange nicht mehr die Hauptbelastungen, mit denen Pflegenden in der Schweiz konfrontiert sind. Die Möglichkeiten der modernen Medizin sind gestiegen, der Mensch kann selbst mit komplexer Krankheitsgeschichte länger am Leben gehalten werden. Das heisst aber auch: Es wird anspruchsvoller, chronisch kranke Menschen bis ins hohe Alter zu pflegen. Die Pflegeheime sind damit genau so konfrontiert wie ambulante Einrichtungen. Über 100 000 Pflegeheimplätze verfügt die Schweiz heute. 2018 verursachten die Alters- und Pflegeheime Betriebskosten von über zehn Milliarden Franken – über die Hälfte dieser Kosten müssen die Patientinnen und Patienten dabei selbst bezahlen. 20 Prozent der über 80-Jährigen in der Schweiz leben im Pflegeheim, Lebenserwartung: 82,9 Jahre, eine der höchsten der Welt. Die durchschnittliche Aufenthaltsdauer liegt bei über 800 Tagen pro Bewohner.

Seit der Einführung der Fallpauschale hat sich zudem die Aufenthaltsdauer der Menschen in den Spitälern verringert. Der Genesungsprozess wird in die eigenen vier Wände verlagert – und die Pflegenden, beispielsweise bei der Spitex, müssen sich intensiver kümmern. Das braucht nicht nur ein dickes Fell, sondern auch mehr Fachkenntnisse – und entsprechend geschultes Personal.

Der Schweizer Berufsverband der Pflegefachfrauen und Pflegefachmänner SBK wartet mit alarmierenden Zahlen auf: 46 Prozent aller Pflegenden verlassen den Beruf wieder und satteln

um, ein Drittel von ihnen vor dem 35. Lebensjahr. Die Arbeitenden aus dem Ausland, die über Jahre ein mediales Thema waren, können den Mangel an Personal schon lange nicht mehr kompensieren, und der demografische Wandel tut sein Eigenes dazu, dass sich die Lage in den nächsten Jahren zuspitzen wird. Der Verband rechnet mit 65 000 Pflegenden, die bis 2030 in der Schweiz fehlen, vor allem in der Langzeitpflege.

Der «graue Tsunami» rollt auf uns zu

Die gut ausgebildeten Fachkräfte sind dabei Mangelware. Laut Schätzungen des Bundes braucht es bis zum Jahr 2030 etwa 120 000 Pflegefachleute auf Tertiärstufe, ein Plus von 32 Prozent. Der Think Tank Avenir Suisse prägte mit Blick auf das Altern der Babyboomer vor zwei Jahren den Begriff des «grauen Tsunami», der auf das Pflegesystem Schweiz zurollt. Um den Bedarf in Zukunft zu decken, müssten jährlich 6000 Pflegefachleute neu ausgebildet werden – doch es sind derzeit nicht einmal 3000. Dabei bemühen sich die Hochschulen seit Jahren, Studierende anzulocken. Weiterbildungsangebote im Pflegebereich an der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW) füllen ganze 30 Seiten in einer Broschüre. «Die Mindestteilnehmerzahl werde grundsätzlich erreicht, aber mit grossem Aufwand», sagt Katharina Fierz, Leiterin des Instituts für Pflege an der ZHAW.

Der Pflegeverband hat deshalb 2017, nach Jahren des erfolglosen Lobbyings im Bundeshaus, eine Volksinitiative lanciert, um sich politisch Gehör zu verschaffen (siehe Artikel rechts). Innerhalb acht Monaten kamen über 114 000 Unterschriften zu Stande, vergleichsweise schnell. Wohl auch, weil das Ansehen des Pflegers in der breiten Bevölkerung so hoch ist wie in kaum einer anderen Berufsgattung – den Beruf ausüben wollen am Ende dann aber doch die wenigsten. Der Bundesrat lehnte die Initiative zwar ab, doch die zuständige Kommission des Nationalrats will handeln. Sie hat einen indirekten Gegenvorschlag ausgearbeitet, den der Nationalrat am Montag behandeln wird. Dieser kommt den Forderungen der Initianten teilweise entgegen. Klar sind sich alle Akteure: Es braucht mehr Geld und mehr Anstrengungen der Kantone, Pflegefachkräften eine höhere Ausbildung zu erleichtern und diese attraktiver zu gestalten.

Der Verband fordert zusätzliche Investitionen, damit die ausgebildeten Fachpersonen möglichst lange im Beruf bleiben. Die sogenannte «Bildungsoffensive» sei nur die eine Seite der Geschichte, sagt Yvonne Ribi, Geschäftsführerin des SBK. Man müsse die Abwanderung aus dem Beruf stoppen. Und sich fragen, ob die zunehmende Abfertigung des Patienten das Ziel



Pflegende klagen, dass sie immer mehr Arbeit und weniger Zeit für die Gespräche mit de

65 000

Pflegende könnten in der Schweiz bis zum Jahr 2030 fehlen.

47%

der Pflegenden wollen nicht bis zur Pensionierung auf ihrem Beruf arbeiten.

86%

der Pflegenden fühlen sich oft müde und ausgebrannt.

einer guten Pflege sei. «Satt, warm, sauber», das könne ja nicht alles sein, was der Mensch brauche. Durchschleusen, waschen, Verband anlegen, für das Emotionale und Psychologische bleibt keine Zeit. Laut einer Umfrage der Unia, die im Februar dieses Jahres publiziert wurde, wollen 47 Prozent der Befragten nicht bis zur Pensionierung in der Pflege arbeiten. 86 Prozent fühlen sich oft müde und ausgebrannt, 72 Prozent gaben an, regelmässig unter körperlichen Beschwerden zu leiden. Befragt wurden über 1000 Personen, die in der Langzeitpflege arbeiten, 90 Prozent Frauen, Bruttolohn bei einer 72-Prozent-Anstellung: 2900 Franken pro Monat.

Salome Rohner, 25 Jahre alt, lief schon mit 23 Jahren in Zürich aus den Türen eines Spitals hinaus und setzte sich dann bei einer Versicherungsgesellschaft ins Büro, als medizinische Kundenbetreuerin. Jetzt klärt sie Gesundheitszustände fürs Krankentaggeld ab und sagt, sie würde auch wieder zurückgehen – wäre die Lage eine an-